

# Beilage der „Neuen Freien Presse“.

## Zum 100. Geburtstage Henrik Ibsens.

### Ibsen und die Jugend.

Von Hermann Bahr.

Als ich, das fröhlich überstandene Freiwilligenjahr hinter mir, im Oktober 1888 nach Paris entfuhr, der Stadt meiner Sehnsucht, blieb ich ungeduldig dennoch einen Tag in München, ich mußte doch Conrad und Ibsen sehen, die beiden großen Vertrauensmänner der deutschen Jugend jener Zeit. Sie hatten uns erweckt, sie führten uns, wir fragten nicht erst lange, wohin. Conrad fand ich, wie man ihn immer wieder fand: neidlos, brüderlich hilfsbereit, sein Herz an jedermann verschwendend; man hatte nach den ersten Worten gleich das Gefühl, mit ihm seit Jahren befreundet und für alle Zeit verbunden zu sein. Als ich dann aber in der Maximilianstraße die Stufen zum alten Ibsen erklimmte, schlug mir das Herz vor ungewohnter Bangigkeit; ich wagte kaum anzuläutern. Er war solche fromme Scheu der Besucher gewohnt, er nahm den seiner Würde schuldigen Tribut gelassen hin: er gab mir genau den Ibsen meiner Erwartung. Ein hoher Priester stand vor mir, ein Seher, ein Sendbote des Glaubens an die Menschheit. Vor sein Angesicht zu treten, empfand ich als einen solchen Segen, daß mir entging, wie wenig er mir eigentlich sagte. Jedermann hätte jedem aufstrebenden Jüngling ungefähr dasselbe mit denselben Worten gesagt. Der persönliche Hauber Ibsens erstahlte von einer unsichtbaren Krone: hinter ihm stand ein Geheimnis. Dieses Geheimnis steht auch in allen seinen Werken. Nicht was sie sagen, bannit uns, sondern ein verborgener Hintergrund, auf den sie deuten. Ibsen wußte das, und er gab sich mit den Jahren immer mehr Mühe, dieses gewaltige Geheimnis schön frisiert zur Schau zu tragen. Spötter wollten freilich wissen, dieser Ibsen, den meine Generation mit solcher Ehrfurcht bewunderte, wäre von ihm selbst allmählich erit künstlich appetitiert worden. Sie munkelten von einem ausgelassenen jungen Ibsen, der nach wüsten Jahren erst, durch ein wildes Abenteuer gewarnt, bis wohin ihn sein tolles Treiben erniedrigen könnte, sich über Nacht entschloß, ein neuer Mensch zu werden, und nicht bloß innerlich, sondern, wie das schon in seiner radikalen Natur lag, gleich auch in seiner äußeren Erscheinung. Er hätte sich selber ein sichtbares Zeichen seiner Wandlung geben wollen, und so sei der Ibsen-Kopf entstanden, den wir kennen: ein künstliches Präparat, um ihn selber an den neuen Menschen zu mahnen, zu dem er sich fortan entschlossen hatte. Wenn sich zuweilen die bösen alten Lockungen wieder in ihm regten, trat er einfach vor den Spiegel, um sich durch den Anblick seiner mühsam genug erworbenen Gestalt, durch den strengen Ibsen-Kopf, an die Sendung mahnen zu lassen, in deren Dienst fortan seine Dichtung stand. Von Geburt ein Aufsteiger, aber durch jene Warnung erschreckt, so daß sein ganzes Wesen dem Gegenpol zugekehrt wird, löst er diese Spannung, indem er ein Priester wird. Aber auch an ihm bewährt sich die Weisheit des braven Horaz: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret.“ Ibsen löst seine Spannung, indem er ein Priester wird, aber ein Priester des Unglaubens. Und gerade darin liegt der unverwundliche Reiz seiner geschichtlichen Sendung: er ordnet die Mächte der Unordnung, er weicht den Aufstreb der Geister, er gibt dem Unheiligen einen Heiligenschein.

Als ich 1890 aus Paris auf dem Umweg über Spanien und Marokko nach Berlin zurückkam, stand Ibsens Kirche des Unglaubens in voller Macht, mit Otto Brahm als

Evangelisten, der das Zeitgemäße dieser Dichtung eben in ihrer „Wendung vom Ästhetischen zum Ethischen, vom Dichter zum Richter“ fand. „Gerichtstag zu halten über sich selbst“, sei der Dichter fortan berufen, „Selbstanatomie“ wird von ihm verlangt. Das Schöne hat an sich keinen Wert mehr, es erhält ihn erst als Mittel der Verführung zum Rechten. Ibsen hat damals die Deutschen bewahrt, Artisten zu werden, in deren Mund die Dichtung leicht ein Wortspiel wird, freilich ein zuweilen sehr mühames, den höchsten Ernst forderndes. Er hat uns dafür Moral pauken gelehrt, aber jedem die Wahl lassend, für welche Moral er sich nach Gutdünken entschied.

Im ohnmächtigen Grunde der „Epigonen“ waren alle Formen der Ueberlieferung schal geworden, sie hatten keinen Lebenskern mehr. Die Jugend ekelte davor und, vorschnell, tat sie nun jede Form überhaupt in den Bann. Sie merkte nicht, daß auch ihr geliebter Ibsen sich an eine durch langen Gebrauch erprobte Form hielt, an eine schon zur Routine gewordene Form. Brahm war der einzige, dem das nicht entging. Er ließ sich nur lange nichts davon merken, und erst als der Ruhm Ibsens geborgen war, erst 1906, wies er in seiner Gebenrede darauf hin, daß, „so wunderbar es klingt, der Dichter des „Baumeister Solness“ als ein eifriger und erfolgreicher Schüler des Scribe begann. Derjenige, der das Theater der Franzosen überwand, der die Herrschaft der Dumas und Sardou zuerst brach, er hat mit ihnen in jenem alten fingerfertigen Tausendkünstler einen gemeinsamen Meister gehabt. Noch als er die Versform und die Vergangenheitsbildung durchbrochen hat und sein erstes Prosafstück gibt, noch im „Bund der Jugend“, folgt er deutlich dieser Technik der Franzosen, schreibt er diese Handschrift des Intrigenlustspiels im Scribe-Stil. Brahm sah gut, die Herrschaft über die deutschen Bühnen verdankte der Magus aus dem Norden zunächst den erprobten Rezepten der französischen Klische dramatischer Wirkungen. Den Sinn und die Bedeutung seiner Stücke sah Ibsen, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, in der „Revolutionierung des Menschengeistes“, aber er war klug genug, sie mit allen Hausmitteln des alten Theaters zu dosieren. Brahm, der wie kaum noch ein anderer in jener Zeit, die herrliche Macht Heinrich v. Kleists empfand, der Heibel zu wüßigen wußte, ja ihn fast überschätzte, doch beiden das Publikum nicht gewinnen konnte, wurde durch Ibsens Erfolge belehrt, daß sich das deutsche Theater auch ernstlichen Werken nicht verschließt, sofern diese nur die französische Theaterform zu wahren wissen. Scribe setzt ja nur fort, was eigentlich schon unter Heinrich dem Vierten begann, unter dem Sonnenkönig aber zur Vollendung gedieh: eine Konversation, in der das Vulgäre stets verpönt, eine gewisse Wahl der Worte Gesetz, und wer sich darüber nun gar noch durch die Distinktion seiner Sprechart erhebt, der allgemeinen Bewunderung sicher ist. Wir Deutschen hatten kein Hotel Rambouillet, wir hatten keine Preziblen. Bis in die Tragödien Racines hinein, hört man zuweilen die Lust an einer gegliedert beglückenden Sprachwendung. Wir ersetzen sie durch Ideen. Darin ist Ibsen durchaus von unserer Art. Er teilt auch unser Lebensbedürfnis, immer in Bewegung, niemals derselbe, jeden neuen Morgen schon wieder auf neuen Wegen zu sein. Er schrieb einmal an Brandes: „Wo ich gestanden habe, als ich meine verschiedenen Bücher schrieb, da steht jetzt eine recht kompakte Menge. Aber ich selbst bin nicht mehr da — ich bin wo anders, weiter vor, wie ich hoffe.“ Er war sich des Umwertes und der kläglichen Leere seiner Epoche berouft, die doch immer noch bloß an den „Prosaisten vom Revo-

lutionstisch des vorigen Jahrhunderts kante“. Er spottete der „Führer, die von Freiheit und Freijum reden und schreiben und sich doch gleichzeitig zu Sklaven der mutmaßlichen Meinungen ihrer Abonnenten machen“. Er verschloß sich der dämmernden Erkenntnis nicht, daß in der französischen Revolution nicht bloß der Adel geköpft, sondern eben dadurch auch der Begriff von Ordnung überhaupt vernichtet oder doch jedenfalls so sehr geschwächt worden war, daß er sich kaum noch auf Krücken mühselig fortzuschleppen kann.

Wenn wir jetzt das Andenken Ibsens durch Aufführung seiner Hauptwerke gebührend zu ehren uns anschicken, werden wir staunen, wie frisch sie noch immer wirken. Das ist aber nicht bloß ein Beweis für die hohe Kraft des nordischen Dichters, sondern zugleich eine tiefe Beschämung für uns, denn es zeigt, daß wir dem Geist seiner Zeit noch immer nicht entwachsen sind. Noch immer ist keine neue Form deutscher Geistesart gefunden, noch immer hantieren wir in der Kunst mit den Scherben der alten.

### Zwischen Pranger und Irrenhaus.

An der Geburtsstätte Henrik Ibsens.

Von unserem Korrespondenten.

Wie angstvolle Hilferufe schrillen vom Gassen her die Rebellsternen. Ungeheuern aus der Eiszeit gleich schieben sich ächzend plumpe Ungetüme vorüber, meterweit alles in Schneewolken einhüllend. Die grauen Nebelschwaden verwischen die Umrisse und lassen kaum ahnen, daß es die schneepflugbewaffneten „Rutebile“ sind, die aus den verschneiten telemarkischen Gebirgsdörfern heimkehren.

Nur der Name Henrik Ibsensgate erinnert an den großen Sohn des norwegischen Hafenstädtchens — doch kaum vermag jemand die Stelle anzugeben, wo sein Geburtsort stand: der große Brand vor 50 Jahren ließ fast die ganze, holzerbaute Stadt von der Bildfläche verschwinden. Ein mächtiges Mühlenwerk entstand dort, wo die verträumten Kinderaugen Henrik Ibsens zu der Kirche hinaufblickten und nachts auf dem Kirchendach den schwarzen Fudel mit den glühenden Augen zu sehen glaubten; eine Holzfabrik und der „Londoner Bazar“ nahmen die Stelle der Polizeiwache mit Pranger und Irrenzelle ein, die den jungen Henrik und seine Geschwister abschreckten und doch immer wieder anzogen; Turbinen bröhnen dort, wo früher die Wassermassen aus dem Hochgebirge in mächtigem Falle zu Tal stürzten und sich den Weg zum Meere bahnten.

Neben Kirche, Arresthaus, Pranger und dem „Irrenkasten“ lag der Stodamanshof, das Geburtshaus Ibsens. Brüderlich teilen sich jetzt ein Kürschner, Hutmacher und Porzellanhändler in das große Eckhaus, das die Stelle des „Stodamangård“ einnimmt. Nichts Grimes, nichts Fries, nur Architektur — das war mein erster Blick in die Welt“, schreibt später der greise „Peer Gynt“-Dichter. Doch noch enger und begrenzter wurde die Welt des Knoben, als sein Vater, der Handelsherr und Reeder Knud Henrik Ibsen, sein Vermögen verlor.

Die Versteigerung der väterlichen Branntweimbrennerei, der Pferde und Wagen, die veränderte gesellschaftliche

Nachdruck verboten.

### Henrik Ibsens Frau.

Von Bergliot Ibsen-Björnsen.

Dieses Charakterbild, das die Schwiegertochter Henrik Ibsens, Gattin seines einzigen Sohnes Sigurd, von der Frau des Dichters entworfen, wird in den Ibsen-Tagen besonderem Interesse begegnen.

In diesen Tagen, da der hundertjährige Geburtstag Henrik Ibsens gefeiert werden soll, fühle ich mich gedrängt, von ihr zu erzählen, die so unendlich viel für ihn gewesen ist. Er hat selbst einmal zu mir gesagt: „Ihre Größe hätte ich nicht entbehren können.“

Sie war eine gewaltige Persönlichkeit. Menschenfurcht kannte sie nicht. Es war ihrer Natur unmöglich, ihrer eigenen Ueberzeugung untreu zu werden oder Kompromisse zu schließen. Ich habe nie einen unbewußteren Charakter gekannt.

Sie war eine seltsame Mischung von Selbstgefühl und Selbstvergessen. Mündig und schroff, aber frei von jedweder Eitelkeit. Sie scheute die Öffentlichkeit und vermied konsequent, ihre eigene Person in den Vordergrund zu stellen. Sie begnügte sich mit dem Bewußtsein, was sie für ihn gewesen war. Daher weiß die Allgemeinheit so wenig von dem großen Einfluß, den sie auf ihn genommen hat.

Ohne selbst literarisch produktiv zu sein, hatte sie die besondere Gabe, stimulierend zu wirken. Ihre glühende Begeisterung mußte jeden Künstler inspirieren. Wie konnte sie doch selbst Geschichten erzählen; da wußte um sie eine Macht der Phantasie, die ich nie vergessen kann. Dazu hatte sie ein wunderbares Organ, tief und warm. Und wie konnte sie lachen!

Ibsen hatte von ihrem literarischen Verständnis hohe Meinung. Er las ihr seine Stücke vor, stets von Akt zu Akt, sobald er sie beendet hatte. Er sagte einmal zu mir: „Sie und Sigurd sind die einzigen, deren Urteil Wert für mich hat.“ Die beiden waren auch die einzigen, mit denen er ohne Vorbehalt sprach und die er wirklich liebte.

Schon als Kind hatte sie eine Leidenschaft für Bücher. Sie wäre gewiß ein ausgezeichnete Bibliothekarin geworden. Sie und meine Mutter waren Jugendfreundinnen und saßen oft auf dem Sofa zusammen, Rücken an Rücken, und verschlangen Romane. Sie interessierte sich für die Literatur aller Länder und machte Henrik Ibsen auf Werke aufmerksam, die er ohne ihr Zutun nie gelesen hätte.

Am Anfang hatte er für die Frauenemanzipation nicht viel übrig. Sie dagegen wurde für diese Ideen Feuer und Flamme, nachdem sie Stuart Mills Buch über „Die Unterdrückung der Frau“ gelesen hatte. Und sie war es auch, die ihn nach und nach bekehrte. Das Ergebnis zeigte sich alsbald in „Etüden der Gesellschaft“, aber noch viel deutlicher in „Nora“.

Was sie für ihn bedeutete, hat er in seinem Gedicht „Dank“, das in den gesammelten Werken steht und wovon zwei Strophen auf ihren Grabstein eingegraben sind, ausgedrückt.

Sie trafen einander zum erstenmal in ihrem Heim, in einer Gesellschaft bei Propst Thoresen. In derselben Nacht schrieb er mehrere Gedichte an sie, die nicht aufbewahrt sind. Kurz vor ihrem Tode vernichtete sie die Manuskripte, denn sie behauptete: „Das Verhältnis zwischen uns beiden zehrt niemand etwas an.“

Gerade in jenen Tagen war die Premiere von „Frau Inger zu Vestraat“ in Bergen. Und er sagte zu ihr: „Jetzt sind Sie Eine, aber einmal werden Sie Frau Inger.“ Zwanzig Jahre später erschien die deutsche Uebersetzung des

Stückes und er übergab ihr ein Exemplar mit folgender Widmung:

„An dieses Buch hast Du ein Recht, Du, der geistige Sproß aus Vestraats Geschlecht.“

Er hat sie in seinen späteren Gestalten nie zum Vorbild genommen, aber er hat wiederholt einzelne Züge und einzelne Sprachwendungen, die für sie charakteristisch sind, benützt. Die ihr nahestanden, konnten sie in manchen seiner Frauengestalten, Lona Hessel, Nora, Frau Alving, wiedererkennen.

Sie hatte ihre Eigenheiten. Dies zeigte sich etwa bei seinem hiesigen Geburtstag. Das Theater lud beide zu einer Vorstellung ein. Sie antwortete: „Eine Loge für meinen Mann und eine für mich. Ibsen soll für sich allein sitzen.“

Bei dieser Gelegenheit brachten die Studenten Ibsen einen Fackelzug. Ich sehe ihn noch, wie er mit seinen kleinen Schritten auf seine Frau zugeht und sagte: „Willst du nicht mit mir zum Fenster kommen?“ Und ich höre sie noch antworten: „Nein, dort sollst du allein stehen.“

In ihrem Haß war sie unversöhnlich. Aber gewann man sie zum Freund, war es für immer. Eines Tages saß ich bei ihr, da kam eine Dame herein, die schlecht von jemand sprach, den meine Schwiegermutter lieben mochte. Sie hörte mit der ganzen Würde, die ihr eigen war, zu, und als die Dame fertig war, fragte sie nur: „Glauben Sie, daß es heute regnen wird?“ Und das Gespräch glitt in ein anderes Fahrwasser.

Niemals habe ich so heftige Diskussionen gehört wie im Hause meiner Schwiegereltern. Meist handelte es sich um Literatur, Geschichte oder Politik. Ich entsinne mich, daß bei Tischgesprächen die Uneinigkeit sie hie und da